**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** - (1927)
**Heft:** 7

**Artikel:** Gedichtbücher und Dichtungen
**Autor:** Lang, Siegfried
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-758289

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 07.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Gedichtbücher und Dichtungen

*Von Siegfried Lang*

Gedichtbücher Vierzigjähriger tragen ihr besonderes Gepräge. Am Beginn der vierziger Jahre wird Umschau gehalten über Erlebtes, dessen Sinn nun ergründet werde, über Erreichtes, von dem aus wohl ins Künftige visiert wird, ist es gleich nicht immer stürmische Zuversicht, die diesen Blick ins Unbetretene begleitet. Misst der Autor seinem « Im-Leben-Stehen » die volle Bedeutung bei, neben dem sein Dichten nur als schmückende Zutat sich zeige, dann werden ihm Ehe, Familie, Beruf, im Wandel der Jahre geformt, so wie er an ihnen sich formte, meist zur Selbst-Bestätigung, die freundlich ferneres Wirken von ihm fordert – denn das Lebendige überzeugt, trotz aller Mängel und Schlacken, schon allein durch sein Dasein.

Stand der Verfasser nicht « im Leben », war er immer nur «Geistiger und Künstler », dann muss er um diese Zeit durch schwere Krisen, aus denen er, bei guter Natur, den Ausweg findet, in ein Metaphysisches oder in ein deutlich umgrenztes Konkretes; auch ein verspäteter Drang nach sozialer Wirksamkeit kann dann erwachen.

Spuren der Wandlung und erweiterter Erkenntnis pflegen in beiden Fällen Gedichtbücher der Vierzigjährigen zu durchlaufen. Die Kunstmittel, deren sich der Verfasser schon immer mit Vorteil bediente, zeigen sich in Gedichten dieser Stufe nochmals ergiebig ausgenutzt. Da und dort eine merkwürdige Kombination von frühestem und späterem Stil-Willen, ein Gleiten in Dimensionen, die ernstlich auszubauen man doch nicht beabsichtigt, mitunter freilich auch ein Melden noch unerkannter neuer Formen. – Als Inventar des Menschen wie des Künstlers dürfen wir solche Bücher in der Hauptsache betrachten. —

Robert Faesis *Brennender Busch*[1]) und Max Geilingers *Aufblick*[2]) sind Werke oben zuerst bezeichneter Autoren. (Es ist möglich, dass sie beide die Wirkung des Erkenntnisgutes, das sie in diesen Gedichten bieten, überschätzen. Erträglich wird Erkenntnis im Gedicht dank dem, was seine Gestalt noch vom Zauber des Organischen an sich trägt, wenn diese Gestalt uns als Konstruktion etwas bedeutet, oder niedergehaltenes Leben

[1]) Robert Faesi: *Der brennende Busch* Verlag Grethlein & Cie., Leipzig-Zürich 1926.

[2]) Max Geilinger: *Aufblick*. Offizin Hans Schatzmann, Horgen-Zürich 1926. Subscriptions-Ausgabe.

aus ihr drängend sich kundgibt. In allen drei Fällen kann Metaphysisches sich mitteilen – wenn es will, nicht wann der Autor es will –, denn es äußert sich nicht notwendig als abstrakt Formuliertes.)

In einem frühern Bericht wurde betont, dass seit Karl Stamms *Aufbruch des Herzens* schweizerische Dichtung (entsprechend der Haltung der Dichter) in « Extraversion » begriffen sei; das trifft für Robert Faesis neues Gedichtbuch wiederum zu. Oder, wenn religiöse Vorwürfe, Großformigkeit, Gefühlswärme Merkmale des Expressionismus sind, dann mag man es einen Augenblick als ein expressionistisches zu schätzen versuchen. Das eher verhaltene Melos bei durchweg harmonischen Bindungen widerspricht dem freilich sogleich; der sprachliche Duktus verrät kaum expressionistische Manieren.

Das Buch ist in drei Teile gruppiert: « Willkommen und Abschied », « Weltvertrauen », « Ringe der Gemeinschaft ». Im ersten begrüßt, durchwandert die Seele den Kreis der Dinge (« Erwachen der Seele »), Schrecken der Fremdheit überkommt sie, die sich hier noch nicht heimisch fühlen kann (« Fremde Fühlung »). Ihrer Strebungen bewusster, schickt sie die rauschenden Wünsche aus « übermut-blind », Zugvögeln gleich. Dann ist es nicht mehr das Unerreichte – Sehnsucht selber ist ja Glück –, es ist das Ungetane, das Nichtverschenkte, das bedrückt. Befreit jauchzt jenes Glück in den Morgen im « Lied des Seefahrers »:

Was soll mir Liebe, was soll mir Ladung und Last,
Seit ich der Sehnsucht ewige Meere befahre? –
Einsam am trotzigen Mast
Singst du, mein Segel, dein Lied in die klare
Schneidende Luft, flatternd in seliger Hast.

Die Seelen wandern, nur ein Gasthof ist ihnen die Erde. Jeder Schritt ein Schritt näher zu Vollendung und Tod; jeder Aufbruch zugleich vielfacher Abschied. « Lass fahren, dass du *dich* errettest und deinen Arm zum Stoß befreist: wenn du von Liebem dich entkettest, schenkt sich ein Liebres deinem Geist. »

Im zweiten Teil sehen wir die Beziehungen des Ich zur Welt erweitert, derart, dass die Stellung des nun auch tätigen vollbewussten Menschen im Kosmos begriffen, aber auch das Fragwürdige des Einzeldaseins erkannt wird. Warum, ausgestoßen in diese Wüstenei, ist er bestimmt zum Sklaven der Not und des Brotes? Antwort bleibt aus, und doch kann ein « Blick ins Blau ob grauem Land » den im Trotz Erkrankten « wie ein Kind zu Dankestränen überwinden. » (« Trotz und Demut »). Opferrauch und Gebet finden nicht Ziel. Wäre Gott nur der Sehnsucht höchste

Schöpfung? Ehrfurcht und Dank – ist einer, der sie entgegennimmt? (« Der leere Himmel. ») Dennoch, verehre! – Im « Zeitchoral » der Schrei nach neuer verpflichtender Satzung, in dem variierten Ausruf « Künd uns Herr ein neu Gebot. » Als der « Welt atmender Widerspruch » tritt der Mensch vor uns. Erst spät (« Entscheidung ») finden einzelne den Pol über den Widersprüchen im geisterhöhten Ich, für das « kein Ding ist, das nicht Segen böte ». – « Jenseits von Tag und Nacht » rührt an das Mysterium der Schöpfung, an das orphische und östliche Weisheit, goethesches und hölderlinisches Sinnen herangetreten sind: Welches ist der Dinge Ursprung? Das dunkle Mutterelement? Das väterliche Licht? Stammen sie nicht beide aus dem *einen* Göttlichen? – Ehrfurcht heißt der Grund, aus dem der Baum des Glaubens sich hochbreiten kann, der die Stufen der Gottgewissheit umgrünt. Aus Wissen um den Gott im Innern wächst Weltvertrauen, Vertrauen in die Notwendigkeit im Kreislauf der irdischen Gestalten. « Ob ich dereinst mich wandle zum silbernen Fisch ... ob die Brandung mich neu und welcher Gestalt, wieder zur Küste wirft » ... aus Vertrauen demütige Anbetung (« Der Unsichtbare Gott », « Der Unnennbare Gott »).

Zur künstlerischen Bezeichnung von Robert Faesis Gedichten eine Abschweifung: Man erkennt im zweiten Teil seines Buches Ansätze zum Hymnischen, wenn auch gerade die « Hymnus » überschriebenen Stücke auf diesen Titel nur bedingten Anspruch haben. Selbst im günstigen Fall wird man mehr an das bereits geschwächte Hymnische Werfels oder des späten Rilke erinnert, wo verdünntes sentiment und ratio auseinanderstreben, als an ein Hymnisches, in dem starke Dämmung und mächtiges Strömen einander entgegenwirken. (Manche Spätlateiner in « barbarischer », Hölderlin in geläuterter Sprache.) Bloßes Entweichen der seelischen Kraft in « natürlicher » Bewegung – wenn auch in schönen Bildern – ergibt, unter Umständen, einen Psalm. « Der Unnennbare Gott », « Hymne an Gott » – in ihrer Art sehr reine Gedichte – kommen ihm stellenweise näher, *sind* aber doch noch nicht Hymnus, wie man ihn heute erwarten möchte. Dieser wäre vor allem eine rhythmische und klangliche Angelegenheit.

Auch der Begriff des « Musikalischen » hat sich für uns gewandelt. Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts galt die romantische Auffassung, die vom Gedicht eine, womöglich « unendliche » *Stimmung* verlangte. War das Gemüt einmal von einer solchen erfüllt, dann hatte es sein Genügen und kümmerte sich kaum um die Sprach-Gestalt. Bemühungen Borchardts und Georges haben es endlich weiteren Kreisen eindringlich

gemacht, dass es in sprachlicher Gestaltung ankommt auf zweckmässige Gliederung, darin jede Einzelheit gleich wichtig ist. Unser Ohr wurde für die klangliche Tragweite des Wortes empfänglich, das Wort ist auf seine Dreidimensionalität hin neu bewertet. Das « Musikalische » der Dichtung suchen wir fast ausschliesslich in der Klang-Struktur. Darum, und weil es im Kunstwerk kein Nebensächliches gibt, sind uns auch unreine Reime unannehmbar geworden. Empfinde man diese Haltung als hart und romanisch, peinlich für das alemannische Gemüt, das so gern das Gedicht nur als Netz benützte, um damit in der eigenen Tiefe zu fischen, und das objektive Kunstwerk, über diesen Beglückungen aus der Tiefe, gern vergässe.

Ohne die Lizenz unechter Reim-Paare, die nicht etwa wie Absicht und Anmut (Heine, Rilke), sondern wie unerfreuliches Versagen berühren (Mond–Horizont, geschwellt–Held), stünde manches der sonst so wohlgegliederten Gedichte des *Brennenden Busch* noch glücklicher da. Keine beliebig einseitige Doktrin wird hier vertreten, die Grundanlage der Faesischen Dichtung verlangt selbst diese Geschlossenheit und äußerste Zucht. – Treue zur Welt, « deren Furchenwangen » bei allen Tränen « ein Blütenlächeln überschönt », ist der Weisheit letzter Schluss. Auf ihr ruhen die « Ringe der Gemeinschaft ». Weiß der Einsame sich « gesegnet wie eine Perle Tau, die im Spiegel den Halm und die Au und den Himmel hält », so ist doppelt gesegnet, wem das Zusammenwandern mit dem geliebten Menschen vergönnt wurde. Vom Lichte dieser Eintracht fällt ein Glanz auf alle « fremden vorüberwandernden Paare », auf das, was freudig und zart im engsten Ring, um Herd und Wiege aufwächst. Dank strömt hinaus durch die Gaue der Heimat. – Im Schaffen seines Verfassers wird dieses Gedichtbuch viel bedeuten, man wird es aber auch als eine wirkliche und willkommene Bereicherung unseres Schrifttums begrüßen, da es, mit Ausnahme des doch etwas zu sehr aus der Zeit gefallenen Vaterlandsliedes (« Heimat ») Menschliches in großem Wirkungszusammenhang zeigt, eine organische, nicht gewaltsame (Spitteler) Plastik des Verses anstrebt, und ersichtlich aus dem Selbstgenuss des Gemüthaften herausgetreten ist.

Max Geilinger hatte sich bisher im Raum der uns geläufigen Lebensbilder und der Mächte des Sensiblen umgesehen. Ein kräftiger, doch unsteter Rhythmus – der sich selbst durch das fortwährende Umschlagen des Metrums innerhalb der Strophen seiner früheren Bücher ausdrückt – trieb ihn ins Weite, zum Wasser, zu Berg und Flur, wieder zurück zur Stadt mit ihren tätigen Menschen und lauten Geräuschen; zu Einzelnem:

Baum, Wolke, Blume, Kind, um gleich wieder alles in eins zusammenzufassen. Etwas bunt war oft die im Flug begeistert zusammengeraffte Beute, zu vollsaftig das Grün, zu rot das Rot, neben den vielen Dingen die, blitzschnell in oft treffenden metaphorischen Zusammenhang gebracht, sich doch auch wieder die Nachbarschaft nackter Sentenzen gefallen lassen mussten; fast nie wuchs eine klare, begrenzte, darum tiefehaltige Vision empor, die ruhig den Aufnehmenden durchdrungen hätte, so wie er in sie eindrang. Kuppelungen von Eindrücken und Einfällen, eilig vor ihm vorbeiziehend, erschienen nur ausnahmsweise als Teile gegenseitig sich bestimmender Wachstumseinheit. Im *Aufblick* wendet der Verfasser sich unmittelbarer an die Weltmächte wie an das Elementare im Menschen-Innern; geradeauf steigt, durch alles Kosmische, in den Höhepunkten der Dichtung, das Lob zu « jener Liebe, die bewegt die Sterne ». Insofern wäre dem Buch ein allgemein hymnischer Charakter zuzusprechen, nur wird dieser beeinträchtigt durch angewandte Bildlichkeit zugunsten einer Belehrung. Hat sich der Umblick gegen früher erweitert, so schloss, verdichtete sich die Form. Eine deutlich festgehaltene Richtung: von einem Allgemeinen ins Besondere oder umgekehrt zeigen nun viele Gedichte der Sammlung. So führt eins von den Stimmen des Naturkreises (der Berge, des Meers, der Gezeiten), über der « uralte Stimme der Ferne », Zugvogelrufe tönen, zu den Stimmen der Nähe, nächstvertrauter Menschen, « süß wie Plaudern der Teiche bei Nacht », und zur innern Stimme, « oft zagend, oft frank, dann schrill wie Feuerglocken... » Die Endstrophe gibt, wie in andern ähnlich gebauten Stücken, einen starken, akkordartigen Abschluss. Sie wirkt als Gegenstrophe, resümierend, oder enthält verkappte Nutzanwendung. Unter zu absichtlicher Bildanwendung ist zu verstehen: wenn etwa das Meer das « Buch der Zeiten » genannt wird, « dessen Seitenwände bleich sind und wehen » – so weit wäre die Trope durchaus anschaulich, nun folgt ein zweites Bild, sie « wehn » nämlich « Schaumkronen, Königreiche, die vergehn »; die Übertragung ist missglückt. Der Leser wird gläubig vom bewegten Buchblatt zum bewegten Meer zurückkehren, in den Schaumkronen aber nicht die Königskronen erkennen, und sicher nicht die König*reiche*. Damit ist die Haupttrope selbst um einen Teil ihrer Wirkung gebracht. – Ganze Tropen-Stöcke züchtete, mit gutem Erfolg, im Deutschen eigentlich nur Jean Paul.

Den « Stimmen » artverwandt ist « Schatten ». Erst das Treiben des äußeren Schattens, den die Dinge werfen, um so zahlreicher, jemehr die Sonne steigt. Das Herz auch wirft Schatten, « jemehr des Lebens

Sonne sich verschwendet». Es gibt ein Schattenwölklein, das «vom Lichte lebt», nicht wahre Dunkelheit ist, «nicht aus sich selber». Der Autor sagt nicht, was es sei; mögen wir an die menschliche Individualität denken. «Du aber suche Licht – suche nur die, die milde dich verstehn.» «Ein treues Herz ist klar wie klare Seen, und jeder Schatten, den es wirft, ist Licht.» – Einem Seelengemälde des *Judas Ischariot* folgt ein Gefühlsgemälde, das des *Hasses:* Was dulden wir diese geistvernichtende Krankheit? Gott bedarf unser, dass wir ihm seine Schöpfung weiterbauen helfen. Der Hasser sieht nur Vergänglichkeit und Zerstörung, «er schaut nicht in der Dinge tiefen Born, der rauschend steigt trotz Schlamm und Feuerlauge». Sünde wider den Geist ist aber auch der Trübsinn, der über die Zwecklosigkeit der Erdenschöpfung und des Leidens greint. Er gewinnt Gestalt in dem blauen Teufel der Wehmut, der abends «sacht vom grünlichhellen Himmelsosten niedertritt und sein bitteres Lied anstimmt. Ihm entgegnet der Wissende: «Weshalb sind Lust und Leid so abgrundtief? Weil unser Schöpfer unermesslich ist.» «Damit die Kraft sich nicht in Form versäumt, fühlt sie sich selber, Zweifel, Glück und Pein; dass sich die Kraft nicht dumpf im Fels verträumt, durchmorschte Qual den steilgetürmten Stein.» – Der nach dem Glücke fragenden Schwester («Gespräch zweier Schwestern») erwidert die andere mit dem ewigen Wort: «Mitten in euch ist das Himmelreich.» «Und was uns frühlingsholde Süße war, entströmt uns selber wie aus Blüten Duft.» Die Schöpfung lebt durch Liebe, auch das stille winterliche Land weiß es: Andacht hält der Sturm auf dem Meer, der Schnee auf dem Ast, Andacht hält die Sonne auf den Bergen – Leuchten, das ist ihr Gebet («Winterandacht»). Der bloßen Naturschönheit und selbst dem «Leib der geliebtesten Frau» wird als Wert die innere Schönheit übergeordnet, die am schönsten lebt im durchdachten Gesicht alter Frauen. Den im Menschlichen und Seelischen sich ausbreitenden Gedichten – die auch ein Abglanz der geschöpflichen Umwelt durchwohnt – sind andere gesellt, darin der Naturrhythmus selbst zur höchsten Höhe schwingt, der Meergesang («Nordsee») mit der weitaufglänzenden Apostrophe:

> Seele, empor aus dem Sand dieser Stunde,
> Mit der Brandung im Bunde, dem Gischt und dem Sand;

die schwirrenden Takte der «Haidelerche» – man wird, um Ähnliches zu finden, bis zu Robert Browning zurückgehen müssen. Es lässt sich nicht umschreiben, es will laut gelesen sein; nur an wenigen Stellen versagt die Klarheit des Rhythmus. Vergleicht man es mit Shelleys

berühmtem Lerchen-Gedicht («To a Skylark»), dann wird man Geilingers « Haidelerche » die größere Naturnähe und Lebenerfülltheit nicht absprechen können. – « Türme am Himmelrand ,» die Errungenschaften der Technik verkörpernd, verkünden den Optimismus des nordischen Arbeitmenschen. Wo « Rauchfahnen wehn », sind auch « Kreuze, die funkeln ». « Gebet und Arbeit ist besser als Schlaf. » – Das Buch beschließt eine Christus Vision: Der Wandrer betritt abends eine entlegene Kapelle. Zwischen ihm und dem Heiland am Kreuz entspinnt sich ein Gespräch: „Du leidest hier abseits, ich sah dich nie," trotzt der Eingetretene. « Ich schreite stündlich blutend durch die Welt, stets ward die Liebe ans Kreuz geschlagen; das aber ist der Welt Gericht, nur aus dem Verzicht blüht Heilige Ordnung », wird ihm von unhörbarer Stimme bedeutet. (Bei Faesi liest man: « nur der wird frei, der für sich selbst verzichtet »). Beim Verlassen der Kapelle ein letzter *Aufblick:* « Ihr Sterne geht verzichtend eure Bahn, dass nicht das All zu Fensterstaub verascht; so seid auch ihr ein goldnes Riesenkreuz! Mir war, auch dort hing Gottes Sohn daran. »

Mit *Aufblick* ist die dreibändige Sammlung *Der Weg ins Weite* vollendet. Als Intermezzo erschien das kleine Buch *Rauschende Brunnen*[1]). Wer bei Max Geilinger bisher sanghafte Melodie vermisste, wie sie, vom Volkslied ausbauend, die deutsche Romantik weiter entwickelt hat, vernehme sie in den *Rauschenden Brunnen*, wenngleich, wie überall bei diesem Autor, auch hier das Visuelle überwiegt. Nicht diese reizvolle neue Mischung von Farbe und Klang, so wenig wie der Zyklus *Flocken*, der von der zauberischen Schönheit der schneebedeckten Erde mehr als nur ein paar Flocken einfängt, dürfte die Aufmerksamkeit so festhalten wie die « Gedichte aus den Bergen ». Seit Conrad Ferdinand Meyer kracht die Laue durch unsere Gedichtbücher, unendlich oft wurde von unsern Heimatdichtern gebirglicher Hintergrund gewählt, auffallend selten sind gleichwohl Gedichte, die ein Stück Gebirg-Natur nur um seines wesentlichen Gehaltes willen darstellen. Ausser in einigen Partien bei Spitteler, findet man nur bei Ramuz die Atmosphäre des Berglandes. Darum ist man dankbar für jeden Versuch, Ähnliches im kurzen Gedicht zu vermitteln und die persönliche und doch wesenhafte Anschauung in mehreren Strophen der genannten Gedichtreihe (« In den Voralpen », « Einnachten », « Bergwald », « Gipfelsicht ») ist des Hervorhebens wohl wert. –

(Schluss folgt)

[1]) Max Geilinger: *Rauschende Brunnen*. Orell-Füßli-Verlag, Zürich.